Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 31 (1966)
Heft: 3-4

Artikel: Briefe aus Amerika
Autor: Suter, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859136

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

[4] Zur Zeit als der Autor diese Geschichte schrieb — in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts — waren die Pfarrer in den Schulpflegen in leitender Stellung tätig; sie sassen auch in den Expertenkollegien für die Schulprüfungen und (wie heute noch) in den Organen des Armenerziehungsvereins.

[5] Das Bild des Jura-Tannenwaldes mag dem 19. Jahrhundert entsprochen haben. Heute gehört Lagenbruck zu den Gemeinden mit 50—75 % Laubwald. Der Brennholzbedarf der letzten Jahrzehnte hat diese Umstellung bewirkt. Die zukünftige Entwicklung geht wieder in rückläufiger Richtung (Gewinnung von Bauholz). Vgl. Wälchli M., Der Baselbieter Wald heute und morgen. BL Schulnachrichten 1966, S. 20 f.

[6] Nach dem Urteil der Philologen wirkt die Bertha-Rudenz-Szene in «Wilhelm Tell» künstlich und psychologisch unwahr.

[7] Aus dem Nibelungenlied (Ausklang, übertragen ins Hochdeutsche)
«Da war der Helden Herrlichkeit, hingelegt in Tod.
Die Leute hatten alle Jammer und Not.
Mit Leid war beendet des Königs Lustbarkeit,
wie immer Leid die Liebe am letzten Ende verleiht.»

[8] Simmentaler Rind (Fleckviehrasse) mit rötlichen, statt braunen Flecken. Vielleicht dachte der in Mitteldeutschland aufgewachsene Autor auch an das mitteldeutsche Rotvieh.

[9] Seit 1892 (Staatsverfassung des Kantons Basel-Landschaft, § 40) ist das Forstwesen dem Staate unterstellt. Vorher waren die Gemeinden zuständig, weshalb der Wald oft übernutzt wurde. Durch das eidg. Forstgesetz 1907 Zuteilung des Kettenjuras zum Schutzwald, seither Kahlschläge verboten.

[10] Im Sommer 1854 wurden in Langenbruck (Dorf und Höfe) 500 Kurgäste gezählt. 1874 Bau des Kurhauses. Siehe Weber H., Wie Langenbruck Kurort wurde. BHBl 1962, S. 94 f.

[11] Morgen = altes deutsches Flächenmass (ähnlich Jucharte), je nach Landstrich zwischen 25 und 34 a.

[12] Das war damals das 4- bis 5fache der einheimischen Ansätze.

[13] Wurstisen Ch., Basel Chronik. Basel 1580, 2. Aufl. 1765, Neudruck 1883.

[14] Hier wird der vorzügliche Pfarrer und Kanzelredner Heinrich Tanner (aus Reigoldswil) geschildert, der von 1859 bis 1883 in Langenbruck amtete und dem Autor als initiativer Schulpfleger der Bezirksschule Waldenburg kein Unbekannter war.

[15] Die Kirche von Langenbruck wurde 1589/90 erbaut. Sie trug einen Dachreiter, der 1828/29 einem Turm Platz machte. Der heutige, neogotische Turmhelm stammt aus den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts.

[16] Maecenas, Mäzen = Kunstfreund, freigebiger Gönner.

[17] Zu deutsch: Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit.

Briefe aus Amerika

Gesammelt von *Paul Suter*

Zahlreiche Baselbieter Familien haben Verwandte in den Vereinigten Staaten von Amerika, deren Vorfahren im 19. oder 20. Jahrhundert aus dem Baselbiet ausgewandert sind. In der ersten Generation blieb der Kontakt meistens erhalten und ungelenke, aber gleichwohl interessante Briefe berichteten von der «Neuen Welt» und ihren Einrichtungen. Manche Auswanderer akklima-

tisierten sich, arbeiteten erfolgreich und fühlten sich im «neuen Vaterland» wohl, andere verdarben oder kehrten enttäuscht in die Schweiz zurück. Mit der heranwachsenden zweiten Generation, die bereits nur noch Englisch sprach, hörte der Briefwechsel allmählich auf. Es kam sogar vor, dass Abkömmlinge von ausgewanderten Baselbietern in Europa als USA-Bürger Militärdienst leisteten, als GI die alte Heimat bereisten, es aber unterliessen, ihre Verwandten zu besuchen, da sie sich sprachlich nicht verständlich machen konnten. Die nachfolgenden Briefe stammen aus der Pionierzeit; sie erzählen oft in drastischer Weise vom Schicksal der Emigranten in USA und diese warten begierig auf ein Lebenszeichen aus der Heimat. Wir haben die Orthographie unverändert gelassen; zur bessern Verständlichkeit fügen wir in Klammer den richtigen Ausdruck oder die richtige Form des Ortsnamens bei.

Der Schreiber des *ersten Briefes* war aus Frenkendorf gebürtig, verbrachte aber in Muttenz die Jugendzeit. 1848 wanderte er als gelernter Schuhmacher nach den Staaten aus. Nachdem er in mehreren Landschaften der USA umhergewandert, ersparte er sich in der Nähe von New Orleans in der Zeit von zehn Monaten 1200 Schweizerfranken. Mit diesem Geld unternahm er im November 1849 eine Reise nach Kalifornien, von wo er seinen Verwandten folgenden Brief zusandte.

Kalifornien, am Fettafluss an der
Sautfork (South Fork) in Strengthaun
(-town), den 12. Jänner 1851

Liebe Eltern und Geschwister!

Der Brief, welchen ich Euch am 19. Mai 1850 geschrieben habe, und in dem ich Euch einen Theil meiner Reise und meine Ankunft in den Goldminen meldete, hoffe ich, werde richtig in Eure Hände gekommen sein. Den 25. Mai nahmen unserer 7 Mann ein Stück von 170 Schritt lang vom Flusse in Empfang. Unsere Aufgabe war nun, das Wasser des Flusses abzuleiten und das Flussbett auszubeuten, weswegen wir auch 7000 Quadratfuss Dielen sägten und daraus einen Kanal, hier «Flum» (flume) genannt, anzufertigen suchten. Diesen Kanal machten wir 10 Fuss breit und 10 Fuss tief, was uns eine Arbeit vom 25. Mai bis 10. August verursachte, bis wir das Wasser in unserm «Flum» hatten. Mit dieser so mühsamen Arbeit aber hatten wir doch wenig ausgerichtet, denn noch stand das Wasser im Flussbett so tief, dass wir wenig Erspriessliches hervorbringen konnten. Oben und unten an unserem Standort fanden wir sehr wenig Gold. Diese Arbeit wurde uns endlich so zur Last, dass unserer vier die Ranzen schnallten und eine Reise von 100 Meilen ins Gebirge vornahmen. Auf dieser Reise überschritt ich Mitte August die höchsten Gebirge Kaliforniens, die noch mit Schnee und Eis bedeckt waren.

Nach einer mühsamen Reise kamen wir glücklich am Hapsgenbach an, genannt von einem Mann, Namens «Hapsgen», welcher 3 Wochen vorher zuerst dahin kam und ihm sogleich den Namen gab. Noch nie war diese Gegend von Weissen bereist. Dieser Bach war durch seinen Goldreichtum schon berühmt, was auch uns dahin zog. Wer das Glück hat, findet Gold; wer keins hat, der kann an dieser Stelle vor Hunger sterben! Wir brachten drei Tage hier zu. Am ersten Tage fanden wir nichts; am zweiten Tage fanden wir aber in Zeit von zwei Stunden für 102 Thaler (Dollar) Gold und am dritten gab es wieder nichts.

Nun mussten wir den Bach verlassen, weil wir keine Lebensmittel mehr hatten und keine erhalten konnten. Fünfzehn Meilen mussten wir wieder zurück, bevor wir nur unsern Hunger stillen konnten. Wir bereisten nun das Gebirge; überall fanden wir Gold, aber nirgends in grossen Haufen. Nach langem Umherirren kamen wir endlich wieder zu unserm «Flum» zurück, wo wir einen neuen Versuch machten, das Wasser aus dem Flussbette in den «Flum» zu bringen. Wir machten ein Wasserrad in denselben und setzten vier Wasserpumpen ins tiefste Wasserloch, was uns wieder einige Zeit beschäftigte. Als die Pumpen im besten Gange waren, fing es an zu regnen; der Fluss wurde grösser und dadurch wurde unsere fünfmonatige Arbeit zu Grunde gerichtet. Ich trat nun wieder eine Reise von 50 Meilen nach der neu angelegten Stadt New-Wette an. In dieser Gegend hat es überall mehr oder weniger Gold. Hier wird das Goldgraben auf folgende Weise betrieben: Man macht Löcher 30 bis 90 Fuss in die Erde; kommt man dann auf den Felsen, so findet man Gold, vorher nicht, manchmal aber in sehr geringer Quantität. Trifft man in einem solchen Schacht ziemlich Gold an, so wird derselbe nach allen Seiten 15—21 Fuss unterminirt. Ihr könnet wohl denken, dass dies eine gefährliche Arbeit ist. Da ich und meine Kameraden sahen, dass hier wenig Gewinn zu hoffen sei, kehrten wir wieder zu unserm «Flum» zurück und fingen wieder tüchtig an Gold zu graben.

Am 19. November trat die Regenzeit ein, während derselben ich mich in einem provisorisch zusammen geschlagenen Blockhaus aufhielt. Die Regenzeit ist dieses Jahr nicht gefährlich; es ist abwechselndes Wetter, wie es bei Euch im Winter auch ist. In diesen Gegenden ist noch kein Schnee gefallen, obschon es zu Zeiten so kalt war, dass Menschen in den Gebirgen erfroren.

Liebe Eltern und Geschwister!

Ich bin jetzt in dem reichsten Land der Erde, aber Ihr müsst nicht meinen, dass man sich nur zu bücken braucht, um Gold aufzuraffen. Nein, hier heisst es gearbeitet und dann noch, wenn einer kein Glück hat, bekommt er nichts. Das Gold liegt in diesem grossen Lande zerstreut, wie wenn es von einem Säemann ausgestreut worden wäre. Etliches liegt oben auf dem Grund oder auf

Felsen; das meiste aber ist tief in der Erde begraben, wozu es Arbeitsleute und keine Studenten erfordert, deren so viele hier umherlaufen, um dasselbe ans Tageslicht befördern. «Ach, wenn ich nur eine Leiche wäre!» — hörte ich oft sagen von solchen, die nicht einmal wussten, zu was eine Schaufel oder ein Pickel gebraucht wird.

Mein täglicher Verdienst ist von 2—10, 16—25, ja auch schon von 50 Thalern gewesen. So gross auch der Verdienst ist, so gross sind aber auch die Ausgaben. Mein Kamerad und ich haben vom 25. Okt. 1850 bis heute den 12. Jan. 1851 allein 250 Thaler für Lebensmittel ausgegeben. Seit dem 13. Nov. 1849, als ich New-Orleans verliess, habe ich meine Hemden alle selbst waschen müssen, und will ich essen, so muss ich selbst kochen. Vieles könnte ich Euch noch schreiben, was Euch unglaublich erscheinen müsste; doch will ich enden und hoffe Euch meine Abenteuer in etlichen Jahren mündlich zu erzählen und Euch dann Alle noch am Leben und gesund anzutreffen.

In dieser Hoffnung lebend, grüsst Eltern, Geschwister, Verwandte und Bekannte J... St....

NB. Hab't Vorsicht! Ihr werdet fünf Goldkörner in dem Briefe finden.

Anmerkung

Dieser Brief ist im «Landschäftler» vom 29. Mai 1851 abgedruckt. Der South Fork-Fluss befindet sich im mittleren Kalifornien. In der Nähe dieses Flusses, in Coloma, befand sich J. A. Sutters Sägemühle, wo 1848 der «California Gold Rush» seinen Anfang genommen hatte.

Der *zweite Brief* ist an den Reigoldswiler Urs Nägelin gerichtet. Er schildert die Verhältnisse in der Kupfermine Minnesota bei Rockland im Staate Michigan am Oberen See.

Minnesota Mine, den 19. Februar 1858

Lieber Freund,

Ich ergreife die Feder, um Dir einige Zeilen zu schreiben, wie es mir geht in diesem Land. Seitdem dass ich hier bin, habe ich alleweil einen guten Platz. Ich habe drei Monate telegraphiert nach Westen. Das ist eine leichte Arbeit; der Lohn ist 18 Dollar frei, jeden Monat noch 5 bis 6 Ueberschichten, die Schicht zu einem Taler. Ich habe einen höheren Platz gekriegt von Vorst Länder (?). Ich habe 2 Taler mehr Lohn. Ich muss den Leuten, die in der Mine arbeiten, Feierabend machen und diese Arbeit ist nicht streng.

Das Kupfer wird mit einer Dampfmaschine aus dem Bergwerk geholt. In dem Haus, wo ich bin, ist eine 1000 Fuss lange Kette und ein Seil von 1300 Fuss.

Wenn das Seil gebraucht wird, so reisst es grosse Stücke Kupfer von 80 bis 100 Zentner an einer Mass, und mit der Kette wird das Reine aufgeholt. Ich bin der erste bei der Arbeit; die Dampfmaschine ist 500 Fuss entfernt von dem Schacht, welcher in den Boden geht. Mein Partner (Mitarbeiter) muss telegraphieren, wie der Treiber fahren muss. Wenn grosse Stücke Kupfer geholt werden, muss ich 12 Mann haben und nach meinem Kommando wird's an einen Platz geverdigt (befördert). In der Mitte des Hauses geht der Schacht in die Mine; auch ist ein Zimmer hier, das ich und mein Partner nebst der Arbeit wärmen können. Im Winter ist es zu kalt, wenn man sich nicht wärmen könnte. Ich muss manchmal 1 bis 2 Tage hier sein, da ich nicht arbeiten muss. Meine Brüder Josef und Xaver haben 4 Monat 550 Fuss tief in der Mine gearbeitet. Das gefällt ihnen nicht. Weil ich meine Arbeit recht versehe, ist es meinen Brüdern ein Nutzen. Sie haben beide Plätze gekriegt zum Telegraphieren, beide nach Osten: Josef in Nr. 2 bei Anton Kaiser von Grellingen, der Xaver in Nr. 8 bei einem Badischen, ich in Nr. 5, der ältere Bruder tut Holz hacken. Er wird wahrscheinlich zu mir kommen zum Telegraphieren. Ich bin verhasst von den Deutschen. Wann einer frisch ins Land kommt, so heissen sie ihn Grünhorn (greenhorn). Seit 10 Jahren sei noch kein Grünhorn an einen solchen Platz gekommen. Es ist schon zum Herrn gesagt worden, ich könne ja nicht Englisch sprechen. Er sagte zu ihm, ich könne die Arbeit besser als einer, der Englisch sprechen könne, was Engländer sind, diese gleichen mir gut. Jetzt geht's schon besser mit der Sprache. Ich habe einen Partner, er ist schon 4 Jahre in dem Lande, er spricht ziemlich gut. Ich kann schon über einiges antworten, es wird alles auf Englisch kommandiert.

Auf dieser Mine ist ein grosses Einkommen, auch eine grosse Auslag. Es sind 600 Arbeiter hier, diese ziehen jeden Monat 30 000 bis 35 000 Taler. Diese Zeit, weil ich hier bin, sind jeden Monat 150 bis 200 Tonnen Kupfer gewonnen worden, die Tonne zu 20 Zentner. Der Zentner hat einen Wert von 35 Taler. Du bist ein guter Rechner; ich will dich rechnen lassen!

Diese Mine hat 20 000 Aktien oder Tschers (chairs) zu 150 Taler. Einer mit Namen Dr. Schneider von Basel hat Anteil daran. Er ist vor 2 Jahren Doktor gewesen, sein Bon (Salär) ist 2000 Taler gewesen frei im Jahr.

Lieber Freund, so lang man in der Schweiz bleibt sitzen, so weiss man nichts von fremden Sitten. Wo ich die Nationen und Fasonen (façon) Leute gesehen habe, so habe ich fast geglaubt, es seien Adam und Eva gewesen. Afrikaner, Malacheier (Malaien), Indianer, Nordpoler (Eskimo), Südindianer usw. Was die Europäer sind von England, Irländer, Deutsche und Schweizer. Die schlechtesten Nationen sind die Irländer und Deutschen. Wie ich erfahren habe, sind die Schweizer die getreuen Brüder. Ich habe nur einen Schweizer, der unter mir arbeitet, die anderen sind Irländer, Engländer und Deutsche.

Ich muss Dir auch melden, was der Bruder Jakob treibt. Er ist in Kalifornien

in der Nähe vom Staat Columbia. Die Nachrichten, die wir haben von ihm, hat ein Bayer geschrieben, sein Bruder ist in dem gleichen Kosthaus wie ich.

Er meldet, dass sie beieinander arbeiten, es sind ihrer 8 Mann in Kompagnie. Sie haben eine Goldmine. Mein Bruder hat Anteil daran, 120 Taler. Der Bruder Jakob und der Bayer haben ein Haus gekauft und sie kochen für sich selbst. Sonst wenn einer in ein Mine-Kosthaus geht, muss er 25 Taler bezahlen im Monat. Sie haben Dielen kaufen müssen für eine Wasserleitung. Den Gewinn teilen sie jeden Monat, für einen Mann 70 bis 80 Taler. Der Gewinn ist noch nicht wichtig, sie hoffen mit der Zeit noch besser auszumachen. Der Bruder Jakob hat 600 Taler erspart gehabt, als er Abschied nahm von uns.

Mein Lohn ist mir auch zu klein. Ich muss ein Jahr arbeiten, wenn ich 250 Taler freies Geld verdienen will. Ich bin gesinnt, nach Kalifornien oder Tschile (Chile) zu gehen, es ist 8000 Meilen von hier entfernt. Es nimmt eine lange Zeit, bis man hier etwas Geld hat.

Das Getränk ist hier im Preis noch mal so hoch als in den Staaten. Die Gallone Bier ein Taler, das ist 2 Mass nach Schweizer Mäss (1 Gallon = 3,78 l). Der Roggenbranntwein und Wein die Mass (1 alte Schweizer Mass = 1,5 l) 1/2 Taler oder 50 Cents. Brenz die Mass 2 Taler und die Milch die Mass 1/4 Taler. Milch und Wein ist hier wenig wie in Beinwil das Brot. Das Getränk, das ich trinke, ist Roggenbranntwein, ich habe allzeit im Haus. Die Getreide sind sehr billig, das Mehl der Doppelzentner 4 Taler, die Kartoffeln das Mäss oder Buschel (1 bushel = 35,2 l) 12 Cents, es ist 2 Mäss. Das Fleisch 12 Cents, der Zucker 12 Cents. Was die Kleider, sie sind nicht teurer als draussen.

Die Kost besteht täglich (aus) drei Mal Fleisch, gesalzenes, nur drei Mal frisches die Woche, zu jeder Mahlzeit frische Butter, sie ist gesalzen, wie alt sie ist, ist mir unbekannt. Schönes Weissbrot, morgens schwarzes, Kaffee mit Zucker. Man hat 2 bis 3 Arten Brot, einiges mit Rosinli oder mit Zucker oder mit Malesis (zu maltose = Malzzucker), mittags jeder ein Taten (Torte), sie werden nur mit Aepfel und Zucker gekocht, abends Tee aller Sorten, so viel dass jeder (will), es ist nicht deutsche Mode, wenn auf (keiner mehr vorhanden), so holt man wieder. Der Lexaberi-Brauch (zu leisure = Musse?) ist alle Sonntag Hammenfleisch morgens, Samstags Küechli. Mir schlägt's gut an. Wo ich den besten Meister gehabt habe, so habe ich 150 Pfund gewogen und jetzt 187, das ist ein Unterschied.

Ich bin noch nicht gesinnt zurückzukommen und zu arbeiten für 37 Sandin (Centimes) den ganzen Tag und den neuen Wein kaufen muss. Lieber Freund, wenn einer arbeiten muss und die Kleider nicht verdient, da ich noch für 10 Franken auf (drauf) legen muss, das ist eine harte Busse. Hier, wenn ich von Samstag abends 3 1/2 Uhr arbeite bis nachts 11 Uhr, so habe ich 1 Taler 16 Cents, in 7 1/2 Stunden kann ich soviel verdienen als draussen in 20 Tagen.

Neuigkeiten weiss ich nicht mehr zu schreiben, wir sind alle gesund und wohl, alle Schweizer Brüder, wir alle grüssen Dich mit bester Zufriedenheit. Ein Gruss allen, die mir nachfragen. Ich verlange eine baldige Antwort. Den Brief lasse ich frankieren bis in die Schweiz. Schreibe es mir, wenn Du Auslagen hast.

Dein getreuer Freund Frank Bieler (Franz Büeler)

Nachschrift.

Etwas Vergangenes, was mir der Schweizer Bund (die Schweizer in der Mine) die Berichte sagt. 1855 war ein Aufruhr bei den Deutschen und Irländern. Sie wollten den Lohn mit Gewalt. Sie hörten auf zu arbeiten. Die Schweizer waren nicht bündig mit ihnen, sie gingen auf die Arbeit. Einer mit Namen Bernhard Walder von Roggenburg, Kt. Bern, arbeitete an dem Platz, wo ich jetzt bin. Er wurde hart verwundet. Er hat Hilfe gekriegt. Es sind nicht mehr als 10 Mann Beamtete Amerikaner, 20 Mann Schweizer Hilfstruppen (gewesen), die Schmiede hatten 3 Tage Kugeln gegossen, dass die Schweizer recht pompardieren konnten, wenn es anging. Die Deutschen liefen mit Büchsen vor dem Bureau herum, um mehr Lohn zu verlangen. Mit Gewalt muss man nicht dem Meister treuen (drohen). Sie wurden rätig, das Schweizerhaus anzugreifen. Die Schweizer waren gut versehen mit Altväter Knütteln und 4 Stutzern von der Kompagnie (Geschäft). 50 Mann waren in dem Wirtshaus und kamen zurück. Die Depeschen waren (lauteten) von (für) den Schweizer Leute, sie müssten einen Schuss schiessen, dann werden sie kommen. Zum Glück waren 5 Schweizer zu Hause. Die Deutschen wollten einrücken bei Tag vor 10 Uhr, die Türen waren vermacht, diese schlugen sie ein. Peter Stebler von Himmelried war Torwächter, der hatte eine Axt. Der erste, der eingetreten war, kriegte eine auf den Kopf. Er sank um und sagte nichts mehr; der zweite den Arm ab, diese blieben beide liegen. Anton Keiser von Grellingen steckte dem Dritten das Messer in den Hintern, die anderen flüchteten in das Deutsche Haus. Von den Staaten konnte man kein Volk (Militär) verlangen. Im Winter ist es zu weit entfernt von hier, das Wasser ist zugefroren. Die Schweizer haben viel Recht in dieser Mine. Das Blatt ist voll . . .

Der *dritte und der vierte Brief* berichten über die landbaulichen Verhältnisse in einem Staat des Mittleren Westens, in Kansas. Reinhard Schweizer schreibt an seine Angehörigen in Reigoldswil (Meise-Hanse). Er wohnte 1885 auf einer kleinen Farm Belgarde bei Aliceville, ca. 135 km südwestlich Kansas City.

Belgarde, den 23. August 1885.

Lieber Bruder.

Dein Brief vom 26. Juli hat uns sehr gefreut und wir haben daraus gesehen, dass es Euch gut geht und Ihr immer gesund und wohl seid. Wie Du mir geschrieben hast, geht das Posamenten immer schlecht, und wie ich es voraus sehe, so kommt es nicht mehr besser, denn Amerika macht Euch Konkurrenz.

Was uns anbetrifft, so sind wir alle gesund. Wir sind von Herzen froh, dass wir hier sind. Wir haben jetzt 3 Stück Vieh und 5 Schweine, 40 Acres (1 Acre = 40,47 a) schönes und gutes Land, immer Geld und keine Schulden. Wir haben aber viel entbehren und durchmachen müssen, bis wir so weit waren.

Ich habe Dir versprochen, die Wahrheit zu schreiben, darum will ich Dir ein wenig Aufschluss geben. Ihr könnt vielleicht aus dem Obigen schliessen, wir seien nun reich. In diesem Lande ist das nichts, wenn ein Farmer nicht 500 bis 1000 Acres Land hat, viel Schweine, Pferde und Vieh, so gilt er nicht für reich. So ist zum Beispiel ein Farmer 2 Meilen weit von hier, der hat 1500 Acres Land und über 100 Stück Rindvieh und viele Schweine, Pferde und sonst allerhand. Daraus siehst Du, dass wir in einem bescheidenen Zustande leben. Ich gehe alle Tage auf meine Arbeit, Mutter, Emma und auch Rudolf arbeiten daheim. Es sind gegenwärtig auch keine rosigen Zeiten hier, wer nicht eine sichere Stelle hat, hat auch keinen Verdienst.

Was die Witterung anbelangt, so haben wir letztes Frühjahr immer viel Regen gehabt. Im Juli hatten wir zweimal so grosses Wasser. Es läuft ein kleiner Fluss bei Burleightor und Lewy vorbei, dieser war so angeschwollen, dass viel Vieh ertrank und Häuser wurden weggerissen. Wie ich gehört habe, musste auch Anton Plattner die Flucht ergreifen, mitten in der Nacht. Jetzt haben wir so trocken und heiss, wie es nur sein kann. Du kannst Dir vorstellen, dass es hier sehr warm war im Juli, man konnte im Schatten 105 Grad (Fahrenheit = 40,5 Grad Celsius) messen.

Bertha hat im letzten Brief gefragt, ob Rudolf auch deutsch schreiben könne. Er geht jetzt in die englische Schule und kann daher nicht deutsch. Er hat Euch aber noch nicht vergessen, er erzählt viel von Emilie-Gotte und vom Vetter.

Berichte uns auch, warum uns Goggelmärti (Martin Roth) nie schreibt, und mich nimmt auch wunder, was meine Brüder Jakob und Meis machen. Somit will ich schliessen in der Hoffnung, dieser Brief werde Euch gesund und wohl antreffen.

Die herzlichsten Grüsse von uns allen
Reinhard.

Aliceville, den 29. Oktober 1887.

Lieber Bruder!

Es ist schon lange, dass ich Dir geschrieben habe. Der Brief von Bertha hat uns sehr gefreut. Wir sind gottlob alle gesund; aber wir haben ein sehr schlechtes Jahr. Letztes Jahr war schon kein gutes, und dieses Jahr ist noch schlechter. Es war im Heumonat so heiss und trocken, wir hatte eine Zeitlang 110 Grad (Fahrenheit = 43,3 Grad Celsius) im Schatten. Du kannst Dir vorstellen, es war eine entsetzliche Wärme, so dass alles verdorrte. Es gab fast kein Korn und auch nicht viel Kartoffeln. Letztere kosten jetzt schon 1 Dollar das Bushel (1 bushel = 35,2 l). Wir haben noch altes Korn, aber ich werde wohl kaufen müssen, denn wir haben 11 Schweine, 3 Kühe und 2 Kalbelen. Wir haben genug zu essen, auch immer ein wenig Geld und keine Schulden.

Ich arbeite nicht mehr an der Eisenbahn; denn der Meister war mir nicht gut gesinnt und hat mich immer gefoppt und ausgelacht und ich bin doch zu alt, um mich von einem solchen Schurken aushunzen zu lassen.

Es ist auch wie überall, kaum kann man es wenig besser machen und kommt voran, so hat man viele Neider und Hasser.

Du kannst Dir vorstellen, wie ich mich geändert habe, so sagen die Leute immer, ich sei zu geizig, um Pferde zu kaufen. Sie meinen immer, ich stecke voll Geld. Ich arbeite jetzt daheim auf der Farm, und Rudolf ist auch daheim und hilft mit. Er ist schon ziemlich gross und stark. Ich werde Dir diesen Winter das Porträt von ihm senden.

Emma ist gegenwärtig in Le Roy in einem Hotel und hat 2½ Dollar in der Woche. Sie hat diesen Herbst das Examen gemacht und das Zeugnis als Schullehrerin erhalten. Sie will sehen, dass sie nächstes Frühjahr eine Schule bekommt.

Wir haben auch einen schönen Keller gemacht letztes Frühjahr, 10 Fuss weit und 14 Fuss lang. Es sind schon etliche Amerikaner zu mir gekommen, um ihn zu besehen und jeder hat gesagt, das sei der schönste Keller, den er noch gesehen habe. Im übrigen geht es immer ein wenig besser bei uns, aber nicht umsonst; nur durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit kommt man allmählich zum Ziele. Ich will niemand einladen, nach Amerika zu kommen, denn man muss gar vieles missen, wovon Ihr keine Ahnung habt und man muss hart arbeiten.

Und gerade in Kansas ist ein Gesetz, dass die Wirtschaften verboten sind, und wenn einer geistige Getränke verkauft, sei es Bier, Schnaps oder Wein, ver-

fällt er in eine Busse von 150 bis 500 Dollars. Aber man gewöhnt sich daran, und wieviel könnte bei Euch draussen erspart werden, wenn die Wirtshäuser nicht wären.

Was die Lebensmittel anbetrifft, so sind sie hier billig. Das feinste Weizenmehl kostet nicht mehr als 2 Dollars 40 Cents das 100, Schweinefleisch fünf Cents das Pfund. Im übrigen sind wir alle froh, dass wir ausgewandert sind.
Ich habe in der Zeitung gelesen, dass in der Schweiz die Geschäfte so darniederliegen, aber es ist nicht gestanden, welche Geschäfte. Sei so gut und berichte mir darüber.

Somit will ich schliessen, in der Hoffnung, diese Zeilen werden Euch gesund und wohl erreichen.

Die herzlichsten Grüsse von uns allen

Reinhard.

Vom Ankeschöfli

Von Karl Tschudin

An der Wienecht isch im Huus vo myne Schwigereltere jedesmol e Läbtig wie suscht s ganz Johr fascht nie. Do chunnt alles zäme, was zue der Familie ghört — und dasch nit wenig! — und derno sitzt me binenander und singt und musiziert, und die Chlyne sägen ihri Värsli uuf, und am Schluss, wenn jedes sy Gschänkli het, derno gönge Vatter und Mueter mit ihre sächs Töchtere no äxtra in es Näbezimmer, wo nit gheizt isch, und gäbene dört no «ihres» Gschänk: jedem es Ankeschöfli, wo der Vatter sälber gmacht het.
Der Vatter isch inere Pächtersfamilie ufeme Basler Heerschaftsguet uufgwachsen und het dört ammen allewyl syner Mueter zuegluegt, wenn si jedes Johr uf d Wienecht und uf d Oschteren eso Ankeschöfli het müese mache, wo d Heerschaft derno ihre Fründen in der Stadt gschänkt het, grösseri und chleineri, hie und do sogar zweu binenander, es Mueterschoof miteme Lämmli.

Hütt isch der Vatter sälber en alte Maa, aber er lot si s nit lo neh, die Schöfli allewyl no sälber zmache, und zwar vo Hand, wien er s bi der Mueter glehrt het. Me cha se jo hütt au öppen in Milchläde chaufe, aber sälbi wärde mit Forme gmacht.

Wenn er derno drahi goht, so darfs in der Chuchi nit z warm und nit z chalt sy. Nit z warm, ass der Anke nit z weich wird, und nit z chalt, ass men ihn überhaupt cha forme. Derno druckt er vonere grossen Ankeballe mit de Finger es Stück ab — er het s natürlig efangen im Griff, wie gross ass es öppe